



OLGA A. KROUK

Nacht
SEELEN

Weltbild

Liebe in einer Zeit voller Schatten

Verstörende Träume quälen Alba Nacht um Nacht. Sie scheinen mit ihrer Kindheit verbunden zu sein, an die sie sich jedoch kaum erinnern kann. Als ihr Großvater ermordet wird, werden die Alpträume Wirklichkeit, und plötzlich steht die junge Frau im Zentrum eines gefährlichen Kampfes zwischen den Nachtwesen Hamburgs. Allein der geheimnisvolle Finn steht ihr zur Seite. Doch kann Alba ihm wirklich vertrauen?

Seelen-Trilogie

Band 1: Schattenseelen

Band 2: Nachtseelen

Band 3: Hexenseelen

Olga A. Krouk

Nachtseelen

Roman

Weltbild

Die Autorin

Olga A. Krouk, 1981 in Moskau geboren, zog als Kind zunächst in die Ukraine und später nach St. Petersburg, wo sie als Jugendliche erste Geschichten schrieb. 2001 ging sie – den Kopf voller Romanideen – nach Berlin. Heute lebt die Autorin mit ihrer Familie in einer kleinen Stadt in Schleswig-Holstein.

Nachtseelen ist nach Schattenseelen der zweite Band ihrer großen fantastischen Trilogie.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Olga A. Krouk

© 2010 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

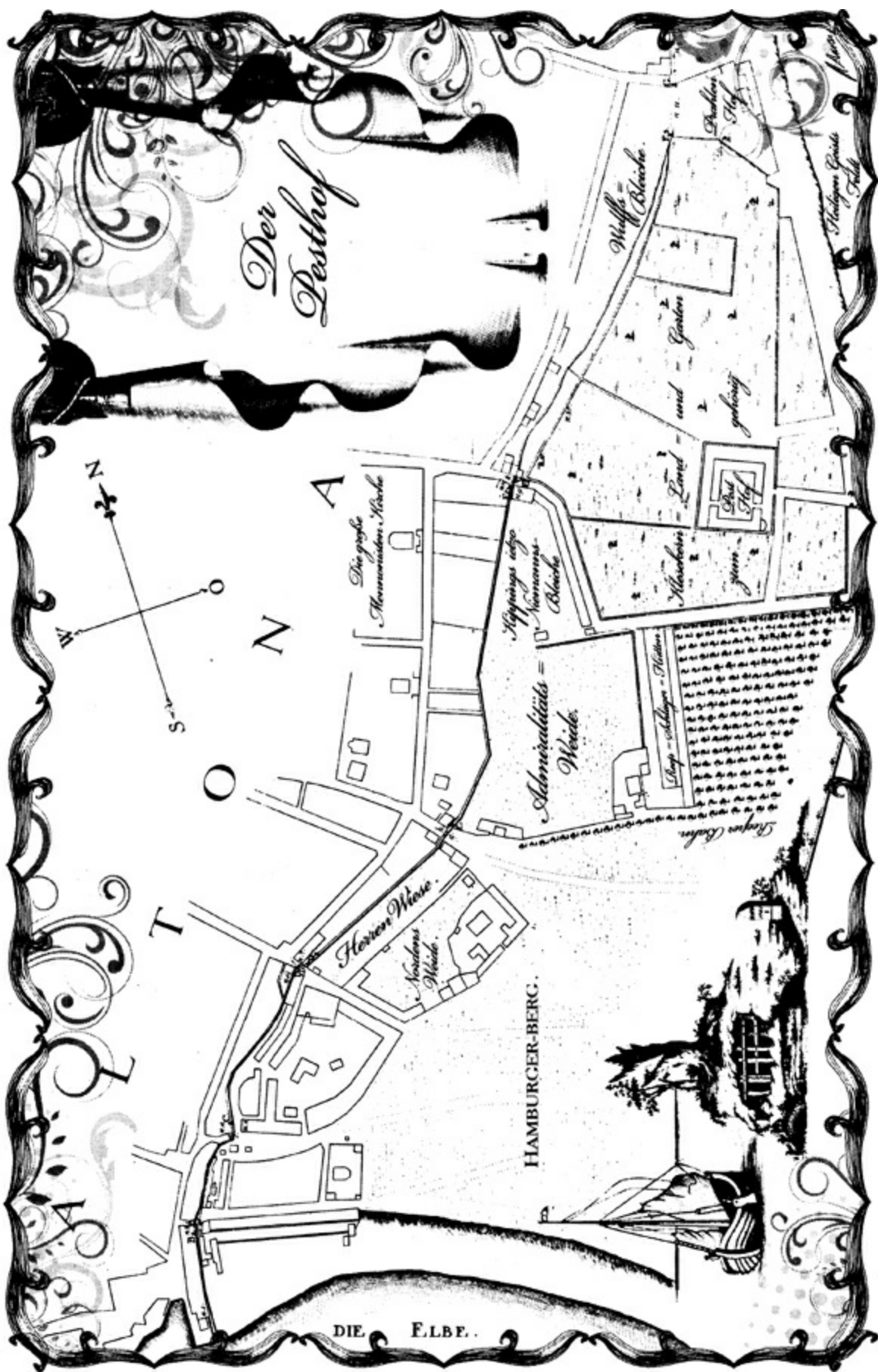
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-295-7

Für die beiden liebsten Männer
in meinem Leben:
Michael und Konstantin



Prolog

Sie wurde in die Dunkelheit gestoßen, polterte die Stufen hinunter und schlug hart auf dem Boden auf. Schmerzhaft durchzuckte es ihren Arm bis zu der Schulter und trieb ihr Tränen in die Augen. Das Scheppern der Gittertür hinter ihr fuhr ihr in die Knochen. Sie wimmerte. Doch laut zu weinen, traute sie sich nicht. Was, wenn der Schwarze Mann wiederkommen würde? Wenn er sie prügeln würde, falls sie auch nur einen Ton von sich gäbe? Wie vorhin, als er sie hierhergeschleift hatte.

Sie krümmte sich zusammen und pustete sich in die aufgeschürften Hände, die brannten. Ein feuchter Film aus Schmutz bedeckte den Steinboden, gegen den sie ihre Wange drückte. Es stank nach nassem Fell und Exkrementen. Darunter mischte sich ein schwerer, fauliger Geruch, der sie daran erinnerte, wie ihr Opa im Bad eine tote Maus entdeckt hatte. Mit zwei Fingern hatte er das Tier am Schwanz aufgehoben und hinausgetragen, der Geruch haftete aber noch lange in den Räumen. Der Gestank hier verseuchte die Luft, er klebte ihr in der Nase und im Rachen, als hätte sie diese tote Maus verschluckt.

Opa, wo war bloß ihr Opa? Warum holte er sie nicht von diesem schrecklichen Ort ab?

Mit aller Kraft beschwor sie sein Bild herauf: Wie sie beide unter einer Fleece-Decke auf der Hollywood-Schaukel kuschelten und er ihr von den Monstern der Nacht erzählte. Sie hatte gespannt gelauscht und fürchtete sich ein wenig vor den Wesen, die den Menschen die Energie aussaugten oder im Körper eines Tieres umherwandelten. Sie stellte sich ihre Fratzen vor, die blutunterlaufenen Augen und die messerscharfen Klauen. Doch das Monster, das sie hierhergebracht hatte, besaß keine Fratze und keine Klauen. Es sah sogar nett aus, mit dem schwarz-grauen Fuchs an seiner Seite, der herumtollte und sie zum Spielen einlud. Ehe das Monster sie in das Auto zerrte.

Bei dem Gedanken daran klopfte ihr Herz wie ein Pingpong-Ball. Erst nach einer Weile wagte sie, die Augen zu öffnen. Durch die Gittertür am Kopf der Treppe, die das Verlies von einem höher gelegenen Kellerraum abriegelte, fiel schwaches Licht herein, vermochte aber nicht alle Ecken des Kerkers zu beleuchten. Was sie jedoch erspähen konnte, ließ sie für einen Moment innehalten. An der Wand erstreckten sich unzählige Käfige: große, kleine, längliche und runde. Augen funkelten ihr aus der Dunkelheit entgegen. Hinter den Gittern zeichneten sich Silhouetten aller möglichen Tiere ab, von einem Meerschweinchen bis hin zu einem Dachs. Wie im Zooladen eines Wahnsinnigen.

Ein Winseln lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich. In einem der Käfige kauerte ein Welpe. Der Kleine hatte den Stummelschwanz eingezogen, hielt die Schlappohren an den Kopf gedrückt und drängte sich zitternd an den Maschendraht.

Sie streckte die Hand nach ihm aus und lockte das Tier. Es wimmerte, fast genauso, wie sie kurz zuvor gewimmert hatte. Speichel tropfte von seinem Mäulchen herunter und klebte schäumend an seinem Fell.

Tapsi, so nannte sie ihn. Vielleicht würde der Opa ihr erlauben, das Hündchen zu

behalten, wenn er kam, um sie und den Kleinen zu retten? Er musste kommen. Unbedingt!

Sie robbte zu dem Welpen, ohne aufzuhören, ihn bei seinem neuen Namen zu rufen. Noch ein wenig, und sie würde die Finger durch den Maschendraht stecken und sein zerzaustes Fell streicheln können.

»Zurück!«, peitschte ein Ruf auf sie ein. Jemand packte sie und zog sie vom Käfig weg. Sie schrie und schlug gegen die fremden Arme, die sich um sie geschlossen hatten. Ein schmerzerfüllter Ausruf ertönte, als ihre Fingernägel sich dem Angreifer in die Haut bohrten. Der Griff lockerte sich. Sie wand sich heraus, hechtete nach vorn und verhakte ihre Finger im Draht.

Der Welpen verwandelte sich in eine wilde Bestie. Er warf sich ihr mit einem Gebrüll entgegen, der keinem Kläffen oder Jaulen glich und ihre Furcht einjagte. Sie zuckte zurück. Die kleinen Zähne schlugen gegen das Metall, wo ihre Hand gewesen war.

Rasch krabbelte sie fort, bis sie eine Wand im Rücken spürte. Die Dunkelheit um sie herum schien zu pochen wie ihr Herz, das ihr in der Brust zu platzen drohte.

Bis zur Besinnungslosigkeit warf sich der Hund gegen das Käfiggitter, ohne aufzuhören, die schrecklichen Laute von sich zu geben. Das Toben erweckte auch andere Wesen aus ihrem Delirium. Ein Kreischen, Pfeifen, Bellen und Fauchen ertönte von allen Seiten. Die Tiere wüteten in ihren Zwingern, bissen und kratzten am Gitter, als wollten sie das Metall durchbrechen und jeden in Fetzen reißen, der ihnen unter die Klauen käme.

»Opa! Wo bist du?«, kreischte sie, kniff die Lider zusammen und hielt sich die Ohren zu, doch auch dann drangen die Laute in ihren Kopf und brachten sie fast um den Verstand.

»Scht.« Jemand nahm sie in den Arm und strich ihr über das Haar. Von der fremden Berührung überrascht, verkrampfte sich ihr Magen, bis sie beinahe brechen musste, dann fiel die Anspannung von ihr ab.

In blindem Vertrauen schmiegte sie sich an ihren Beschützer, klammerte sich an die Hände, die sie kurz zuvor gekratzt und gebissen hatte.

Der Lärm legte sich, nur ab und zu ertönte noch ein Winseln oder ein Fiepen, das jetzt mehr bettelnd und verstört klang.

Sie schaute zu ihrem Tröster auf. Es war ein Junge, dem sie in der Schule bestimmt aus dem Weg gegangen wäre. Denn die Älteren, das wusste sie, waren nur gemein zu den Grundschulkindern. Sie fanden sich im Pausenhof zu Grüppchen zusammen, rauchten heimlich, prügeln die Schwächeren. Einer von den Großen hatte ihr Tag für Tag aufgelauert, um sie herumzuschubsen, bis sie ihr Taschengeld herausrückte. Dem Opa musste sie vorlügen, sie bräuchte Geld, um Brötchen und Kakao in der Pause zu kaufen.

Obwohl der Junge mit seinem verfilzten Haar und schmutzigen Hemd nicht vertrauenswürdig aussah, ließ sie es zu, dass er sie hielt und sanft hin und her wiegte, bis sie sich beruhigt hatte. Erst dann schob sie sich ein Stück von ihm weg. Sogleich kam es ihr vor, als wäre sie in die Dunkelheit und Kälte zurückgestoßen worden, einsam wie auf einer Insel, wenngleich der Junge nicht einmal einen Meter von ihr entfernt hockte.

Aber er ließ sie nicht auf der Insel allein. »Wie heißt du?«, fragte er.

Sie zog die Beine an und zupfte an dem Saum ihrer pinkfarbenen Hose, um ihre Knöchel zu verdecken. Den linken Schuh hatte sie verloren, und ihr großer Zeh ragte durch ein Loch in der Socke. Ihr Opa würde wegen der verdreckten und zerrissenen Kleidung schimpfen, auf seine liebenswerte Art, bei der sie nur noch kichern konnte. Dann stimmte er stets in ihr Kichern ein, und sie kicherten um die Wette.

»Na gut«, fuhr der Junge nach einer Weile fort. »Du musst mir deinen Namen nicht verraten. Weißt du, wie mich die meisten nennen?« Er verwuschelte sein blondes Haar, neigte den Kopf und blickte keck unter den Strähnen hervor, die ihm in die Augen fielen. »Strolch. Schön peinlich, was?«

Ihre Nase kribbelte. Mit der Handfläche rieb sie sich schnell die Spitze und konnte dennoch ein Schluchzen nicht unterdrücken. »Werden wir sterben?«

Er setzte zu einer Antwort an, musste sich räuspern und flüsterte dann: »Nein, das werden wir nicht.«

Ob er sich auch vor der Dunkelheit, den Tieren in den Käfigen und dem Schwarzen Mann fürchtete? Sie schob ihre Hand über den Boden, tastend, als ob sie nach der Keksdose suchte, die ihr Opa oben auf dem Regal in der Küche versteckte. Dann berührte sie seine Finger. Um ihn zu trösten. Um sich selbst zu trösten. »Warum sind wir hier?«

Er erwiderte ihren Händedruck. »Das weiß ich nicht. Ich musste einkaufen. Da hat mich jemand gepackt und mir ein nasses Tuch aufs Gesicht gedrückt. Irgendwann bin ich in diesem Keller aufgewacht. Keine Ahnung, wie lange ich hier schon bin, die haben mir die Uhr abgenommen. Ich bin vermutlich wieder eingeschlafen, bis ich etwas gehört habe ... und dann warst du da.«

»Sind die Tiere krank?« Sie schielte zu den Käfigen. Als hätten die Bestien es gespürt, schwoll das Grollen und das Fiepen erneut an. Ein Vogel schlug mit den Flügeln. Dann kehrte Ruhe ein.

»Tollwut. Vielleicht. Ich muss zugeben, Biologie habe ich immer geschwänzt. Aber es ist auf jeden Fall besser, wenn du nicht zu nahe rangehst.«

»Ich will nach Hause. Bitte, bring mich nach Hause!«

Er antwortete nicht, sondern zog seine Hand von der ihren zurück, schlang die Arme um seine Beine und drückte die Stirn gegen die Knie. Sie tat es ihm gleich.

Dunkelheit. Kälte. Ihre Insel.

Wenn es auf ihrer Insel keinen Jungen gab, dann auch keine kranken Tiere und keinen Schwarzen Mann. Wenn sie die Augen schloss, gab es nichts mehr, außer ihr, der Dunkelheit und der Kälte.

Schwere Schritte zerrissen die Stille. Sie hob den Blick, und mit einem Mal war alles wieder da, der Junge, der Keller und vor allem: ihr Peiniger.

Das Licht vor der Gittertür wurde verdeckt. Das Schloss klapperte.

»Der Schwarze Mann!«, keuchte sie und klammerte sich an den Arm ihres Trösters. »Lass ihn mir nicht wieder wehtun!«

Der Junge atmete scharf ein, und sein Körper spannte sich an.

Die Gestalt ragte oben an der Treppe auf wie ein Berg und erdrückte alles mit ihrer Präsenz, dunkler als die Finsternis ringsherum. Dann regte sich der Berg. Der Mann schleifte etwas wie einen Sandsack herunter, und ein dumpfer Aufschlag markierte jede Stufe. Schweigend verließ er den Keller wieder. Die Tür fiel ins Schloss.

Sie wagte es, aufzuatmen und die bis zum Schmerz verkrampften Finger von dem Ärmel des Jungen zu lösen.

Das, was auf dem Boden zurückblieb, war ein Mädchen. Es war bis auf die Unterwäsche ausgezogen, die zerrissen und blutgetränkt an seinem geschundenen Körper klebte. Blaue Flecken und klaffende Wunden übersäten seine Haut.

Ist sie tot? Es war mehr ein Gedanke, und ihr war nicht bewusst, die Worte ausgesprochen zu haben. Der Junge berührte das Handgelenk des Mädchens. »Nein, aber sie hat Fieber.«

Mit dem Saum seines Hemdes wischte er dem Mädchen den Schweiß ab. Ein Zittern fuhr durch den schmalen Körper. Es fauchte und bäumte sich auf. Der Junge schrak zurück.

Die rissigen Lippen bewegten sich, ohne dass ein menschlicher Laut die Kehle verließ, und die Glieder begannen zu zucken, als versuche ein Marionettenspieler, die verhedderten Fäden seiner Puppe zu lösen.

Der Junge redete auf das Mädchen ein, wollte es berühren, doch als seine Finger die Wange streiften, hob es ruckartig den Kopf und biss nach ihm. Nur knapp verfehlten die Zähne seine Hand.

Opa, hilf mir! Die Angst schlug die Pranken in ihre Seele. Die heulenden und gurgelnden Geräusche der Kranken erregten auch die Tiere, die in den Käfigen wieder zu wüten begannen. Unter der Kakophonie des Wahnsinns zappelte das Mädchen, spuckte und biss wild um sich.

Nicht zusehen, nicht zusehen!, pochte es in ihrem Kopf. Aber sie sah trotzdem zu, wie gebannt von dem Tanz des Grauens. Das Mädchen fuchtelte mit den Armen und Beinen, warf sich von einer Seite auf die andere und schrie. Dann wurden die Laute heiser, als ersticke es daran. Es bäumte sich zum letzten Mal auf und blieb mit verrenkten Gliedmaßen liegen.

Tot ... Das Mädchen war tot!

Jetzt wusste sie es, ohne danach fragen zu müssen. Sie wollte zu Gott für die Seele des Mädchens beten, so wie der Opa es sie gelehrt hatte, konnte es aber nicht. Vor ihrem geistigen Auge sah sie die Kranke tollern und fand nichts Menschliches mehr in dem Anblick. Vielleicht hatte der liebe Gott die Seele der Kleinen schon viel früher zu sich geholt.

Sie hatte nicht gehört, wie der Schlüssel im Schloss gedreht wurde, wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Minuten oder Stunden. Erst als die Tür aufschwang und wie ein Todesgong gegen die Wand knallte, wurden sie und der Junge aus ihrer Starre gerissen.

Der Schwarze Mann kam zurück!

Der Strahl der Taschenlampe beleuchtete den Jungen, dann das Mädchen auf dem

Boden und traf schließlich auf sie. Das Licht glitt an ihr herab, als tastete es jeden Zentimeter ihres Körpers ab. Sie zog ihr Strickjäckchen enger um die Schultern, rollte sich zusammen und hoffte, der Schwarze Mann würde sie übersehen. Doch der Lichtkegel fixierte sie.

Die schweren Schritte kamen die Stufen herunter und hallten in ihren Ohren wider. Sie fröstelte.

Dann stand der Schwarze Mann direkt vor ihr – ein Riese mit breiten Schultern und bulligem Kopf. Er griff nach ihr. Die Finger bohrten sich in ihren Oberarm, und ein Schmerzensschrei entfuhr ihr, als er sie auf die Beine zertrte.

Sie suchte den Blick des Jungen. »Bitte hilf mir«, formten ihre Lippen tonlos, während ihr Peiniger sie zur Treppe schleppte. Sie wand sich in seinem Griff, strampelte mit den Füßen und sah immer wieder nach dem Jungen. »Bitte, bitte!«

Er rührte sich nicht. Panik und Verzweiflung schlugen ihr aus seinen Augen entgegen. Und ein wenig Erleichterung, dass es nicht ihn traf.

Der Schwarze Mann erreichte die Stufen.

»Stolch!«, kreischte sie und streckte ihre Hand nach ihm aus. Lass nicht zu, dass er mir wehtut! Lass es nicht zu!

Tränen liefen ihr die Wangen herab, als sie begriff, dass der Junge ihr nicht helfen würde. Doch dann, als hätte sich in ihm eine Sprungfeder gelöst, schnellte er auf die Beine.

»Lass sie los!« Er stürmte auf den Mann zu. Vor Überraschung ließ dieser von ihr ab. Sie fiel auf die Knie und krabbelte, so schnell, wie sie konnte, in eine Ecke.

Der Riese drehte sich dem Jungen zu, der zurücktaumelte, als würde er sich erst jetzt seines Übermutes bewusst.

»Es reicht!«, erscholl die raue Stimme. »Du hast es ein Mal zu weit getrieben.« Der Mann holte aus und schlug dem Jungen mit der Taschenlampe gegen den Kopf. Unter dem Hieb ging dieser zu Boden und drückte die Hand gegen das verletzte Ohr. Durch die Finger sickerte Blut. Hass loderte in seinem Blick, als er zu seinem Peiniger aufschaute.

Der Mann riss ihn an den Haaren auf die Beine. »Ich warne dich: Wenn ich auch nur einen Mucks von dir höre, werde ich dafür sorgen, dass du mich um Gnade anwinstelst. Kapiert?«

Der Junge presste die Lippen aufeinander. Das Blut, das seinen Hals entlangrann, glänzte schwarz im spärlichen Licht.

Lieber Gott, rette ihn! Sie faltete die Hände und betete so, wie sie noch nie in ihrem Leben gebetet hatte. Sie wünschte, der Junge könnte sich vor dem bösen Mann verstecken oder fliehen. Ihr Blick schweifte die Treppe hoch, die sie durch ihre Tränen nur verschwommen wahrnahm. Die Tür stand offen.

Für einen Moment rückte alles andere in weite Ferne. Das Einzige, was sie sah, war die offene Tür und das Licht, das durch sie hereinströmte. An die Wand gedrückt, erhob sie sich und machte einen vorsichtigen Schritt der Freiheit entgegen. Der Schwarze Mann bemerkte es nicht. Er brüllte dem Jungen »Kapiert?« zu und prügelte auf ihn ein, obwohl

dieser sich auf den Knien vor ihm krümmte und Blut spuckte.

Sie eilte die Treppe hoch, stolperte und kroch die restlichen Stufen empor. Hinter sich hörte sie das Keuchen des Jungen, das sie zwang, noch schneller zu werden und nicht zurückzublicken. Ihre Hände ertasteten die Schwelle.

Was sie dahinter erblickte, war, als hätte ihr jemand ein Messer in den Bauch gerammt und ihn von unten bis oben aufgeschlitzt. Der Raum war mit grauen Fliesen ausgelegt, die auch die Wände bedeckten. In der Mitte hingen von der Decke zwei Ketten, die in klobigen Handfesseln endeten. Weiter hinten beleuchteten Strahler einen Metalltisch, auf dem ein nackter Kinderkörper mit geöffnetem Brustkorb lag. Eine Frau, in einen blutverschmierten Overall gekleidet, mit einer Atemmaske und Plastikbrille, beugte sich darüber.

Monster, überall Monster! Und kein Entkommen. Bei diesem Anblick starb etwas in ihr, und der Raum begann sich zu drehen. Es war, als schwebte sie frei dahin, fern jeglicher Empfindungen.

Aus einer Ecke huschte der Silberfuchs auf sie zu. Das Fell richtete sich in seinem Nacken auf, das Tier hob die Lippen und grollte. Aber es war ihr egal. Sie fühlte nichts mehr. Ihr ganzes Wesen war wie erfroren, und zurück blieb ein willenloser Körper, der nur noch mechanisch funktionierte.

Der Schwarze Mann stand plötzlich neben ihr und zerrte sie hoch. »Die Kleine wollte ausbüxen? Gut gemacht, Joke«, lobte er den Fuchs, der sich wie eine Katze an seinen Beinen rieb.

Die Monsterfrau drehte den Kopf in seine Richtung. »Ich habe es mir anders überlegt. Hol den Jungen her.«

»Aber ...«

»Er wird uns sonst nur Probleme bereiten. Also bringen wir es schnell hinter uns.«

»Meinetwegen.«

Die Stimmen klangen wie hinter einer Wand. Sie erfasste kaum die Bedeutung der Worte und ließ sich zurück in den Keller schleifen. Um ihren Körper kümmerte sie sich nicht mehr.

»Steh auf.« Der Mann riss den Jungen auf die Beine, der gegen eine Wand taumelte, um sich daran festzuhalten. »Hast du gehört? Für dich wird bald alles vorbei sein.«

Der Junge versuchte, sich zu wehren, doch eine schallende Ohrfeige trieb ihm das letzte bisschen Widerstand aus. Der Schwarze Mann zog ihn aus dem Keller.

Sie wusste nicht, warum sie ihm hinterhergeschlichen war. Die Tür fiel vor ihrer Nase ins Schloss, aber von ihrem Platz auf der Treppe konnte sie einen Teil des gefliesten Raumes sehen.

Unter den Ketten blieb der Riese stehen. Er führte die Arme des Jungen nach oben und schnallte die Handfesseln um seine Gelenke.

»Na? Gar kein dummer Spruch?« Ein Grinsen erschien auf dem fleischigen Gesicht. Er drehte eine Runde um den Gefesselten und tätschelte die Wange seines Opfers. »Das machst du ganz brav.«

Der Junge ballte die Fäuste, zeigte aber sonst keine Regung. Der Schwarze Mann packte den Kragen seines Hemdes und zog mit einem Ruck daran. Ratschend riss der Stoff und entblößte den schmalen Oberkörper, bei dem die Rippen unter der Haut hervorstachen.

Der Riese holte einen Käfig, in dem ein großer Vogel kauerte, und entriegelte die Tür. Das Tier stürzte heraus. Es kreiste unter der Decke, mal stieß es dagegen, mal prallte es gegen eine Wand. Die Bewegungen wirkten zuckend, als hätte es sich nicht unter Kontrolle. Dann sauste es mit einem Kreischen herab, die Krallen zum Angriff bereit.

Der Junge versuchte, den Kopf mit den Armen zu schützen, soweit es ihm seine Fesseln erlaubten. Die Klauen bohrten sich in seinen Rücken, der geschwungene Schnabel hackte ihm in die Schulter.

Sie faltete die Hände vor der Brust. Schrei nicht, flehte sie, nicht mehr zu Gott, sondern zu dem Jungen. Weine nicht. Denn sie war sich nicht sicher, all dem fernbleiben zu können, wenn sie hörte, wie er litt.

Aber natürlich schrie er und weinte und zerrte an den Handschellen, die seine Haut um die Gelenke aufrissen, in immer schwindender Hoffnung, er könne sich doch noch befreien. Sie erlaubte dem Grauen nicht, sie zu berühren, sondern sah zu, wie sie heimlich den Gruselfilmen zugesehen hatte, die ihr Opa manchmal abends schaute.

Der Vogel stob hoch, kreischend und taumelnd wie betrunken, um wenige Augenblicke später erneut herabzustürzen. Der Mann mit dem Fuchs und die Frau im Overall standen abseits und beobachteten das Geschehen.

Nur das Flattern des Vogels, die Aufschreie des Jungen, der sich gegen das Tier wehrte, und das Rasseln der Ketten füllten den kalten Fliesenraum mit Leben. Doch die Abwehr hielt nicht lange an. Der Junge verlor sichtlich an Kraft, und schon bald brach er zusammen, während der Vogel sich immer wieder auf ihn stürzte. Schlaff hing er in seinen Fesseln. Das Blut strömte über seine Haut, tropfte auf den Boden und sammelte sich zu einer Lache, in der sich das Licht der Strahler widerspiegelte.

»Genug«, entschied die Frau.

In der Hand des Schwarzen Mannes erschien eine Pistole, und ein ohrenbetäubender Knall hallte durch den Raum. Der Vogel, von einer Kugel getroffen, klatschte auf den Boden wie ein totes Stück Fleisch.

Der Riese schlenderte zu dem Jungen und hob sein Kinn an. »Es sieht nicht so aus, als würde er es noch lange machen.« Er verzog das Gesicht, als hätte dieser Umstand ihm endgültig die Laune verdorben. Die Frau nahm die Plastikbrille ab und zog die Latexhandschuhe aus. »Das war vorauszusehen. Mit um die vierzehn ist er schlichtweg zu alt.« Sie drehte sich um, während sie die Maske von ihrem Gesicht herunterstreifte. »Räum hier auf und komm zu mir. Wir machen morgen weiter.« Es folgte eine Pause. Dann neigte sie den Kopf, als hätte sie noch etwas vergessen, was ihr gerade wieder eingefallen war, und schnurrte: »Du hast dir eine Belohnung verdient.«

Der Mann sah ihr nach, bis sie durch die Tür verschwunden war. Er legte die Pistole auf eine Ablage und schloss die Fesseln auf. Der Junge sackte zusammen. Dumpf schlug sein

Körper auf dem Boden auf.

Sein Peiniger schritt über ihn hinweg. Leise vor sich hin summend, rollte er den Metalltisch mit dem aufgeschlitzten Leib in eine Nische und sammelte die Instrumente auf.

Aber der Junge lebte. Er quälte sich auf die Beine, taumelte, doch es gelang ihm, sein Gleichgewicht zu halten. Er stolperte zu der Ablage und tastete nach der Pistole. Der Fuchs bellte. Der Mann fuhr alarmiert herum und blinzelte verwirrt in den Lauf der Waffe, die auf ihn gerichtet war.

»Ich dachte, du wärest fast tot«, sagte er, so wie andere »Huch, du bist ja doch noch zu Hause« stammeln.

Der Junge schluckte schwer. »Ich werde ... dich ... zur Oscarverleihung einladen ... und jetzt ... die Schlüssel.« Seine Stimme leierte, und der Satz kam einem einzigen Zischlaut ohne Vokale gleich. Noch mehr Kraft kostete es ihn, die Waffe zu halten und auf den Beinen zu bleiben. Er schlurfte einige Schritte zurück und lehnte sich an eine Wand.

Der Mann schnalzte verächtlich mit der Zunge. »Du wirst nicht schießen. Also hör auf mit dem Theater, und ich werde dir vielleicht nicht wehtun müssen.«

Der Schuss zersplitterte seine Worte. Der Lauf war auf das Gesicht des Mannes gerichtet gewesen, doch die Kugel streifte seinen Kopf nur. Das reichte trotzdem, um den Riesen ohnmächtig werden zu lassen und damit wenigstens einen Gegner auszuschalten. Der Fuchs blieb. Lauerte. Kroch wie ein Schatten an der Wand entlang.

Sie sah das Tier, der Junge aber nicht. Sie hätte ihm zurufen können: »Pass auf!«, tat es jedoch nicht, denn sie durfte der Welt um sie herum nicht erlauben, real zu werden. Wenn es für sie keine Angst mehr gab und keinen Schwarzen Mann, dann auch keinen Fuchs und keinen Jungen.

Der Fuchs sprang und biss ihn in den Arm. Er ließ die Waffe fallen und versuchte, das Tier abzuschütteln. Zusammen krachten sie gegen einen Metalltisch, der scheppernd umkippte. Das Tier ließ von seinem Opfer ab und schlitterte über die Fliesen. Der Junge nutzte die Chance und versetzte dem Tisch mit den Beinen den nötigen Schwung. Der Fuchs geriet zwischen die Metallplatte und die Wand, jaulte auf und stürmte aus dem Raum.

Der Junge blieb liegen.

Er wird nicht aufstehen, dachte sie, er schafft es nicht mehr. Aber er schaffte es, als trotzte er ihr, seinem Peiniger, der ganzen Welt. Einige Augenblicke lang hielt er seinen Triumph aus, dann sank er neben dem Schwarzen Mann auf die Knie. Er durchsuchte die Taschen des Bewusstlosen und fand den Schlüsselbund, sammelte seine Kräfte und schleppte sich zur Gittertür. Einige Sekunden lang stocherte er mit dem Schlüssel herum, ohne das Schloss zu treffen. Seine Hände zitterten, und er hielt sich kaum noch aufrecht. Nach mehreren Anläufen klappte es: Die Tür schwang auf.

»Komm, ich bringe dich nach Hause«, flüsterte er und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie rührte sich nicht. Ihr Geist, der in einer ganz anderen Welt weilte, weigerte sich, in den Schrecken der Realität zurückzukehren. Benommen beobachtete sie, wie der Junge

seine Arme unter ihre Achseln schob und sie hochzog. Sein Blut sickerte durch ihre Kleidung und klebte an ihrer Haut. Es war unangenehm, ekelig, so dass sie ihn von sich stoßen wollte, doch er hielt sie fest.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu erlauben, sie fortzuziehen. Wie von fern registrierte sie einen dunklen Gang, der sie von beiden Seiten einengte, eine Holzterapie, die wenige Stufen nach oben führte, und schließlich einen runden Eingangsraum mit Fenstern, die mit ausgefranzten Bettlaken verhängt waren.

Der Junge rüttelte an der Türklinke. Verschlossen. Irgendwo im Haus ertönten das Bellen des Fuchses und Schritte. Vermutlich die Monsterfrau.

Der Junge riss ein Laken herunter und öffnete das Fenster. »Da, schnell!«, keuchte er. Die Worte verließen rasselnd seine Lippen.

Sie bewegte sich wie im Schlaf, so musste er sie eher nach draußen schieben, als dass sie selbst herausgeklettert wäre.

Ein schneidender Wind tobte um das Haus und ließ die Bäume ächzen, die ihre kahlen Äste wie Bettelarme in den Himmel reckten. Dunkelheit hüllte sie ein. Der Junge stolperte vorwärts, hielt sich an Stämmen fest, während die eisigen Böen ihn umzustoßen versuchten.

Sie tapste ihm hinterher. Es war ihr egal, wohin er sie brachte. Wenn er ihre Hand losgelassen hätte, wäre sie stehen geblieben. Aber er zerrte sie mit sich, und der Griff seiner klebrigen, kalten Finger war alles, was sie spürte. Die Gefühlsleere beherrschte ihr Wesen; nachzudenken oder etwas zu empfinden schien ihr verboten. Unter ihren Füßen knackten Äste wie dünne Knochen, die Blätter raschelten, und manchmal kam es ihr vor, als wären diese Geräusche die Echos ihrer Gedanken, die in ihrem Kopf ab und zu aufblitzten.

Ein Pfad kreuzte ihren Weg. Der Junge zwängte sich weiter zwischen den Bäumen hindurch, wie ein Tier, das Haken schlug und seine Spur verwischte. Endlich taumelten sie auf eine Straße. Die Böen brachten den Geruch des Wassers mit sich. In der Ferne blinkten die Lichter der Schiffe und Kräne, fast gespenstisch, und spiegelten sich in der schwarzen Elbe.

Der Junge zitterte am ganzen Körper, und sie glaubte, seine Zähne klappern zu hören. Unter dem nächsten Windstoß knickten seine Beine ein, und er brach zusammen. Sie stolperte und fiel mit ihm. Ihre Hand streifte seine Stirn. Er glühte im Fieber. Sie harrete neben ihm aus, ohne sich zu rühren, und wartete, bis etwas passierte. Sie ahnte bereits, was, wollte es aber nicht wahrhaben. Sein Atem ging hechelnd, er versuchte zu schlucken, doch es gelang ihm nicht.

»Hol ... Hilfe«, stieß er hervor. Seine Worte gingen in den gurgelnden Geräuschen unter, die er von sich gab. »Bitte ... du ... musst ...«

Der Junge stockte, als das Zittern in Krämpfe überging. Um seinen Mund schäumte der Speichel.

Er würde sterben, wie das Mädchen zuvor im Keller. Seine Qualen mitanzusehen, dazu war sie nicht imstande, denn bei seinem Anblick rührte sich etwas in ihr: Gefühle, die

verbannt gehörten. Sie rappelte sich auf und rannte davon, ließ ihn auf dem kalten Asphalt zurück.

Kapitel 1

Alba riss die Augen auf. Ihr Herz schlug in einem Stakkato, und das wilde Pochen echote in ihren Schläfen. Die Finger in das Laken gekrallt, rang sie nach Atem, doch etwas klemmte ihre Brust ein, als säße ein Sumo-Ringer auf ihr. Ein Schweißfilm bedeckte ihre Haut und ließ das Negligé an ihrem Körper kleben. Nur mit Mühe widerstand sie dem Drang, sich den Stoff vom Leib zu reißen.

»Schatz, ist alles in Ordnung?«, ertönte eine schlaftrunkene Stimme. Georg rückte näher an sie heran und berührte ihre Schulter. Als schlug ein Monster Klauen in ihr Fleisch, stieß sie einen erstickten Schrei aus und fegte seine Hand fort.

»Wieder der Alptraum?« Er erwartete keine Antwort. Der einzige Grund, warum er sanft auf sie einredete, war, dass er versuchte, ihr etwas Mitgefühl entgegenzubringen. Sie bemühte sich, ihm dafür dankbar zu sein, auch wenn sein Mitgefühl das Letzte war, was sie jetzt benötigte. Aber was brauchte sie stattdessen? Sie wusste es nicht, und Georg blieb nichts anderes übrig, als stets das Falsche zu sagen, zu machen, zu denken.

Alba vergrub ihre Hand in seinem Haar und massierte mit ihren Fingerkuppen seine Kopfhaut. Irgendwann würde er vielleicht das Richtige treffen, und dann würde auch sie begreifen, was ihr fehlte.

Während sie vor sich hinstarrte, wurden die Umrisse des Zimmers deutlicher. Der Schleier vor ihren Augen lichtete sich. Der Tag war angebrochen.

»Geht es dir inzwischen besser?«

Alba nickte. Ihr Atem hatte sich beruhigt, der Alptraum war abgeklungen. Sie beobachtete, wie sich durch den Gardinenspalt ein Sonnenstrahl hereinstahl. Staubpartikel tanzten in der Luft und schenken Alba etwas von ihrer Unbeschwertheit, und ihr Körper fühlte sich bereit, weiter zu funktionieren.

Georg drückte sich an sie und strich ihr durch die schwarzen Locken, die auf dem Kissen ausgefächert lagen. »Mein armes, stummes Mädchen. Wenn du mir bloß erzählen könntest, was dich plagt.«

Alba rollte sich auf die Seite und drehte ihm den Rücken zu. Stumm war sie nicht. Sie redete bloß nicht. Ihr Blick fiel auf das Foto auf dem Nachttisch, das den strahlenden Georg in einem Smoking zeigte. Ein junger Gott in einem sterbenden Körper. Warum konnte sie nicht so strahlen, allen Schmerzen zum Trotz?

Er fuhr mit dem Daumen ihre Wirbelsäule entlang. Seine Küsse tasteten sich schüchtern von ihrer Schulter zum Hals. »Es ist schrecklich, zusehen zu müssen, wie du leidest, und nichts dagegen unternehmen zu können.«

Sie wandte sich ihm wieder zu und schlang einen Arm um seine Taille. Es ist schon in Ordnung, bedeutete die Geste. Nur rede nicht weiter. Was verstehe ich schon von Leid? Ihre Hand fand unter das Seidenlaken, das sich an seine Hüften schmiegte, und strich über seinen Oberschenkel. Das war nur ein blöder Alptraum. Nichts im Vergleich zu dem, was dich quält. Aber über deine Leiden redest du nie.